

Sächsische Vorzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.
Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt,
für die Ortsgemeinden des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,
Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Küster in Dresden.

Inserate
werden bis Montag,
Dienstag u. Freitag
Mittag angenommen
und kosten:
die 1. Spalte 15 Pfg.
Unter Einbezug:
30 Pfg.

Inseraten-
Anstalten:
Die Arnoldische
Buchhandlung,
Invalidentanz,
Haukestein & Rogler,
Rudolf Hoff,
G. P. Daube & Co.
in Dresden, Leipzig,
Hamburg, Berlin,
Frankfurt a.M.
u. s. w.

Expd. u. Redaktion
Dresden-Neustadt
H. Reihner Gasse 4.

Die Zeitung erscheint
Dienstag,
Donnerstag und
Sonntags
früh.

Abonnement-
Preis:

vierteljährlich 1.50.

Zu beziehen durch
die kaiserlichen Post-
anstalten und durch
andere Boten.

Bei freier Lieferung
ins Haus erhebt die
Post noch eine Be-
lastung von 25 Pfg.

10852
38266
66445
86107

14601
46745
74787
92387

Abonnements-
Einladung.

Bestellungen auf die „Sächsische Vorzeitung“
für den Monat December nehmen alle kaiserlichen
Postanstalten und Postexpeditionen, sowie auch alle
Landbriefträger gegen Vorauszahlung von 50 Pfg.
entgegen.

Die Verlags-Expedition.

18148
11864
22299
34038
39841
49170
56585
61383
69704
77382
82651
89448
98487

62,00
96,10
99,40
106,50
140,80
189,75
189,90
141,25
70,00
112,00
188,25
180,00

101,00
99,60
152,00
168,00
170,00
141,00
118,50
146,50

79,75
975,00

96,75
149,50
167,30
167,00

6,1

00 3/4
3 3/4
9 3/4
10 3/4
11 3/4
12 3/4
13 3/4
14 3/4
15 3/4
16 3/4
17 3/4
18 3/4
19 3/4
20 3/4
21 3/4
22 3/4
23 3/4
24 3/4
25 3/4
26 3/4
27 3/4
28 3/4
29 3/4
30 3/4

Ar. 140. Dienstag, den 27. November 1888. 50. Jahrgang.

Politische Weltschau.

Deutsches Reich.

Die Thronrede, mit deren Verkündigung Kaiser Wilhelm am Donnerstag die Reichstags-Session eröffnete, wird seitens der in- wie ausländischen Presse eifrig besprochen. Während nun aber die meisten Blätter die Uebersetzung äußern, daß nach jener kaiserlichen Rundgebung zu urtheilen, der europäische Friede vorläufig gesichert erseheine, läßt sich die halb-offizielle „Post“ folgendermaßen vernehmen: „Der Kaiser gab der Hoffnung Ausdruck, daß es ihm und seinen Bundesgenossen mit Gottes Hilfe gelingen werde, Europa den Frieden zu erhalten. Dies ist die Sprache der Resignation gegenüber einer der ernstesten Aufgaben der Gegenwart — das Anerkennen, daß in der europäischen Gesellschaft gewaltige Kräfte nicht richtig gelenkt worden sind und deshalb jetzt die ruhige Entwicklung der Dinge zu stören drohen. Die Unruhe der öffentlichen Meinung wird aus leicht ersichtlichen Gründen nicht überall so unbefangenen laut, wie in Deutschland, aber es will uns scheinen, als ob diese Unruhe in Frankreich, Italien, Oesterreich und Rußland trotzdem noch stärker ist, als bei uns. Die erwähnten Länder sind diejenigen, welche beim Ausbruch eines Krieges unmittelbare Heimsuchungen zu befürchten haben.“ — Was die auswärtige Presse betrifft, so bemerkt das offizielle Wiener „Fremdenblatt“: „Der nicht mehr zu überbietende friedliche Charakter der Thronrede müßte am Meisten auffallen; der ungeheure militärische Apparat des Reiches sei vollständig mit Stillschweigen übergegangen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieser Apparat am Besten seinen Zweck erfüllt, wenn sein bloßes Vorhandensein eine ernstliche Verwendung desselben überflüssig mache. Die „Presse“ begrüßt mit großer Genugthuung die in der Thronrede enthaltene Erklärung hinsichtlich der Festigung des deutschen Reichsgedankens. Von den Londoner Blättern spricht sich der „Standard“ am Sympathischsten aus, indem er schreibt: „Noch niemals sei der Welt in so klarer und kategorischer Weise versichert worden, daß der einzige Zweck des Bündnisses der drei Centralmächte

in der Abwendung des Krieges bestehe. Nach dieser Versicherung von so erhabener Stelle müßte sich das Publikum jedes Argwohns oder Zweifels, den es bisher in dieser Hinsicht gehegt haben möchte, entziehen. Auch die Bemerkung des deutschen Kaisers, daß die Beziehungen Deutschlands zu allen fremden Mächten gegenwärtig friedliche seien, erscheine von nicht geringer Bedeutung.“

Ueber die Gehaltsverhältnisse der vom Reiche angestellten Staatssekretäre schreibt man von liberaler Seite: Während die preussischen Minister unterschiedslos 38,000 M., einschließlich der Repräsentationsgelder, als jährliches Gehalt beziehen, ist im Reichsdienste eine derartige Gleichheit des Einkommens nicht eingeführt. Es liegt dies ja auch in der Natur der Sache begründet. Die preussischen Minister sind vollständig einander gleichgestellte und gleichberechtigte Mitglieder einer kollegialen Behörde, des Gesamtministeriums; im Reiche ist aber davon nicht die Rede. Der Kanzler gilt vielmehr als das oberste Haupt der gesamten Reichsverwaltung und die Staatssekretäre, Unterstaatssekretäre, Direktoren der einzelnen Reichsämter sind ihm in jeder Beziehung untergeordnet. Es entspricht daher dieser Einrichtung vollkommen, daß sich auch hinsichtlich der Gehaltsverhältnisse ein Unterschied zeigt. Der Kanzler bezieht vom Reiche eine Besoldung in der Höhe von 54,000 M., woraus er die Repräsentationskosten zu bestreiten hat. Wir finden dieses Gehalt keineswegs zu hoch; der Kanzler eines mächtigen Reiches muß seiner Würde entsprechend auftreten und das kostet eben Geld, viel Geld. Jetzt stellt sich nun aber mit einem Male heraus, daß auch der Staatssekretär v. Bötticher mit seinem bisherigen Gehalte von 36,000 M. nicht mehr auskommen kann, insofern dessen die Summe in dem Etat für 1889/90 auf 50,000 M. erhöht worden ist. Hiermit können wir uns jedoch nicht einverstanden erklären. Wahrhaftig, seine Stellung als Staatssekretär im Reichsamt des Innern legt Herrn v. Bötticher hinsichtlich der Repräsentation keine größeren Verpflichtungen auf, als sie jeder andere Minister hat. Gegenüber unseren Reichsausgaben, die sich fast auf eine Milliarde beziffern, sollen derartige Summen freilich kaum in's Gewicht; allein trotzdem halten wir es für angebracht, wenn bei der Erhöhung der Ministergehälter nicht allzu splendide zu Werke gegangen wird.

Französische Zeitungen kündigen das Erscheinen einer Schrift an, welche den vielgeliebten Titel „Der entlarvte Bismarck“ führt und, wie es heißt, „unwiderlegliche Beweise für die Heimtücke des deutschen Reichskanzlers enthält.“ Wir gratuliren — so schreibt die „Korbh. Allg. Ztg.“ — den Franzosen zu dieser Bereicherung ihres politisch-literarischen Schatzes. Jenes

Pamphlet wird sich ohne Zweifel ebenbürtig den Albernheiten zur Seite stellen, die seit sieben Jahren aus französischen Federn geflossen sind. Vom Standpunkte der Psychologie oder richtiger der Psychiatrie aus ist der Vorgang insofern von Interesse, als er zeigt, bis auf welchen Grad von Verworfenheit der Haß gegen Deutschland das französische Volk hat sinken lassen. Dasselbe erscheint einfach als unzurechnungsfähig; man darf von den Franzosen jeder, auch der unvernünftigsten Handlung gewärtig sein.

Die „Post“, das Organ der deutschen Postkammer, polemisiert in einem längeren Artikel gegen die „Bosische Ztg.“, indem sie u. A. schreibt: „Das deutschfreisinnige Blatt, welches trotz der eindringlichen Mahnung unseres Kaisers, auf die tendenciose Ausbeutung des Andenkens Sr. Majestät des Kaisers Friedrich zu verzichten, dieses Handwerk systematisch fortbetreibt, behauptet in einer seiner letzten Nummern, im Jahre 1870 habe der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm in Uebereinstimmung mit Koltke und Blumenthal, trotz des Widerspruchs des Fürsten Bismarck, jene berühmte Schwertung der Armee durchgesetzt, die zu dem Siege von Sedan führte; dagegen sei seitens des Kronprinzen gegen die von Bismarck gewünschte „vorzeitige“ Beschießung von Paris Widerspruch erhoben worden. Angesichts dieser Doppellüge möchten wir Folgendes bemerken: Es ist eine dreifache Fälschung der Thatfache, wenn die „Bos. Ztg.“ behauptet, der Kanzler sei gegen die besagte Schwertung der Armee gewesen und habe direkt auf Paris los marschiren wollen. Den Staatsmann zu verdächtigen, er hätte sich in derartige militärische Beratungen eingemischt und die Autorität des Grafen Koltke bekümpft, erscheint als eine Unverschämtheit oder eine Albernheit. Was ferner die Beschießung von Paris anbelangt, so ist es eine offene Frage, ob es richtig war, mit derselben so lange zu warten, wie dies geschah. Graf Koon drängte von Anfang an auf eine möglichst baldige Eröffnung des Bombardements und jedenfalls muß man ihm das Verdienst zusprechen, die Beschießung schließlich durchgesetzt zu haben. Zweifellos ist es, daß die Verzögerung des Bombardements vom politischen Standpunkte aus bedenklich war, zumal dadurch der Möglichkeit einer Einmischung der neutralen Mächte zu Ungunsten Deutschlands ein sehr viel größerer Spielraum gewährt wurde. Die Energie, mit der Koon seine Ansicht schließlich zur Geltung zu bringen wußte, verdient um so mehr Anerkennung, als er vielfache humanitäre Erwägungen zu bekämpfen hatte. Die „Bos. Ztg.“ verkennet offenbar eine der edelsten Eigenschaften Kaiser Friedrich's, nemlich seine Gerechtigkeitsliebe und handelt nicht in dem Sinne des Verstorbenen, an. Er zuckt wohl zusammen, aber sagte doch nichts weiter als: „Sei so gut!“

Ich hatte durch's Fenster auf den Hof hinuntergeschaut. Das franke Weib saß dort auf einer Wagentheile und das Mädel neben ihr. Deine Mutter, die damals noch gelebt hat, nicht' mir auch zu und so sag' ich denn zum Beri — so hieß er: „Geh' in's Hinterhaus mit Deiner Gesellschaft. Den Weg weist Du ja schon. Ich werd' Dir bald durch die Magd das Zimmer für die Nacht einrichten lassen.“

Ohne ein weiteres Wort hat er sich zur Thüre hinausgedrückt. Wir sahen, wie er, sein Weib auf der einen, das Mädel, die Mutter auf der andern Seite stehend, mit ihnen nach dem Hinterhaus ging.

Acht Tage saß er nun schon dort. Es war zu Ende der Erntezeit; das meiste Getreide in der Scheuer Tagelang saß er im Garten hinten und brütete vor sich hin. Ich hatte der Familie reichlich zu leben gegeben, aber dem Beri wär' es nie eingefallen, eine Hand bei der Arbeit mit anzulegen. Das Unglück hätte ihn verfolgt, sagte er mir einmal in dieser Zeit, so daß er immer tiefer gesunken wäre. Hätte sich früher etwas erschafft u. s. w. Da, ich gab nichts darauf! — Das Mädel hatte denselben harten und böswilligen Sinn wie ihr Vater. Wenn sie mir in den Weg kam, schaute sie mich feindselig von der Seite an. Es war ein bildsauberes Ding, das an dem Beri hing mit einer Lieb', die der Lump gar nicht verdiente. Das stieche Weib sah' ich in der ganzen Zeit nimmermehr. Sie war wohl sehr übel daran, konnte nicht aus dem Bette.

Feuilleton.

Der Brandbauer.

Von Seb. Schöpfer-Perajini.
(4 Fortsetzung.)

Heraus mußte es, das sah dieser ein, darum nahm er einen Anlauf und fing an:
„Sieben Jahre sind es bald, daß der Birkenhof abgebrannt ist. Was ich Dir zu sagen hab', das datirt von damals her.“

Ja, wenn der Bauer nur mal in Fluch kam, dann konnte er schon reden und wie am Schnärl' ging es hernach.

Hans nickte mit dem Kopfe. „Ja — ja!“ meinte er, „ich weiß es, kann mich noch gut erinnern. War zwar erst ein dreizehnjähriger Bub', aber ich seh' das Großfeuer noch heut' vor mir.“

„Ich auch!“ bestätigte auffeuend der Bauer. „Ich seh' es Tag und Nacht; wie ein Nachtmantel (Gespenst) lauft es hinter mir her und schreit mir in die Ohren!“

Wieder schaute ihn sein Sohn erstont an und nach kleiner Weile hub der Bauer an zu erzählen:

„Ich war der Erstgeborene in unserer Familie und übernahm also auch später den Hof und die Wirtschaft. Nur einen einzigen Bruder hatte ich, der ein Jahr später als ich geboren wurde. Bis heute hast Du's vielleicht nur munkeln hören, nun erfährst Du's als sicher; mein Bruder war ein Bogabund, ein Landreicher! Er stuchte über die Bestehung des Erstge-

burtrechtes, daß er als Mensch dasselbe Recht besäße und als ihm das Arbeiten als Zweitgeborener zur Last ward, packte er eines schönen Tages seine Sachen zusammen und zog in's Land hinaus. Lange Jahre hindurch hörte man nichts von ihm. Vater und Mutter, die alten Bentel'n, waren todt. Sie hatten hinüber gemußt, ohne ihren einen Sohn noch einmal zu sehen. Wir Andern, Deine Mutter und ich, hielten ihn für gestorben.“

Da — eines Tages kommt er daher. Nicht allein; ein stieches Weib und ein kerngesundes achtzehnjähriges Mädel waren bei ihm. Die Weiden blieben drunten im Hofe und er tritt zu mir in die Stube.“

Ich hatte ihn gleich wieder erkannt, trotzdem es Jahrzehnte her war; seit wir uns das letzte Mal in's Gesicht gesehen. Sein Haar war freilich erbleicht, auf seiner Stirne standen tiefe Falten, aber über seinem Gesichte lag noch der alte Trost ausgebreitet. Nur schlecht paßte der Ton seiner Worte zu dem trostigen Gesicht.“

„Grüß' Gott, Bruder“, sagte er gedehnt und nahm den Hut vom Kopfe. Und als ich ihm keine Antwort gab, fuhr er fort: „Wo sind die Alten denn?“

„Todt!“ sagte ich kurz.

„So — so“, meinte er, „dann bist also Du jetzt vollständig Herr im Hause. Du wirst mich wohl einige Tage bei Dir aufnehmen. Finnen im Austragsmädel, bis ich Arbeit gefunden hab' in der Umgegend. Nicht für mich bitt' ich, aber für ein krankes Weib, das sich kaum noch auf den Füßen halten kann.“

Bornig war ich da aufgefahren. „Was brauchst ein Bogabund auch noch zu heirathen!“ schreie ich ihn